

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und andern Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Fäkel, Milwaukee.

11. Jahrg. No. 22.

Milwaukee, Wis., den 15. Juli 1876.

Lauf. No. 295.

(Für das Gemeindeblatt.)

## o Mahl, dem alle Welt muß weichen.

O Mahl, dem alle Welt muß weichen,  
Was ist mit dir doch zu vergleichen!  
O Tisch, an dem man ißt und trinkt,  
Was ewiges Heil und Leben bringt!  
O Sacrament, da wir das höchste Gut  
Genießen: Christi wahren Leib und Blut!

Wir nehmen, was der Herr will schenken,  
Wir wollen Sein dabei gedenken.  
Sein Leiden, Seine Kreuzesnoth,  
Sein blutiger Veröhnungstod.  
Bewegt hier unser Herzens tiefsten Grund  
Und Seine Liebesmacht, die uns erlöst.

O diese wunderbare Speise  
Sie giebt uns auf der Pilgerreise  
Zum Kampf und guter Ritterchaft,  
Zum Werk des Glaubens reiche Kraft,  
Und mit den treuen Willkern Hand in Hand  
Wohls frisch hinan zum ewigen Heimathland.

Fr. Wehermüller.

## Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe. Ps. 109, 5.

Es ist schon unrecht, seinen Feind zu hassen. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen! Ich aber sage euch: „Liebet eure Feinde!“ Das sagt Jesus Matth. 2. 43. 44. Seinen Feind hassen, ist also unchristlich; seinen Freund und Wohlthäter nicht lieben, ist nicht menschlich; aber seinen Wohlthäter hassen und feindlich verfolgen, ist teuflisch. Was thun nun die Menschen? Sie hassen den, der mehr ist, als ihr Wohlthäter: — ihren Schöpfer und Erlöser, der sein eigenes Leben daran gewagt hat, um uns Arme zu erretten von des Teufels Sündenketten. — Und warum hassen denn die Menschen ihren Gott, der ihr Heiland ist? Sie hassen mich ohne Ursach, sagt er Ps. 69, 5. Daher fragt er Mich. 6, 3: Was habe ich dir gethan, mein Volk? und womit habe ich dich beleidigt? Das sage mir. In der Welt hasset kein Mensch den andern ohne Ursach; zum wenigsten meint man Ursache dazu zu haben, wenn man Jemanden als seinen Feind hasset. Aber der Haß, der in unserm Herzen gegen den Hei-

land steckt, hat nicht die geringste Ursache zum Grunde, und ist daher nicht nur unbillig, sondern ganz unvernünftig; ja man kann mit Wahrheit sagen: mehr als satanisch. Der Satan hasset Gott, der ihn mit Recht aus dem Himmel verstoßen hat. Der Mensch aber hasset seinen Gott, der ihn, da er verworfen war, mit seinem Blute wieder zur Seligkeit erlöst hat. Der Satan ist ein Feind des Gottes, der ihn nicht sucht; und der Mensch ist ein Feind des Gottes, der für ihn am Kreuze gestorben und unermüdetlich beschäftigt ist ihn selig zu machen. Das ist, daß ich sie liebe, sind sie wider mich, sagt der Heiland; sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe. Aus dieser Quelle, aus dieser unvernünftigen und recht rasenden Feindschaft stammt das Verhalten derjenigen Menschen her, die durch das Evangelium zu ihm berufen werden, wenn es von ihnen heißt: Sie wollten nicht kommen. Sie verachteten das und gingen hin, Einer auf seinen Acker, der Andere zu seiner Handthierung. Etliche aber griffen seine Knechte, höhnelen und tödteten sie. Matth. 22. 3. 5. 6. Daher muß er in seinen Worten und Brugen wie ehemals über Jerusalem das Klage lied immerfort führen: Ihr habt nicht gewollt! Nun frage dich, liebes Herz, muß der Heiland auch über dich also seufzen und klagen?

## Correspondenz aus New York.

Liebes Gemeindeblatt!

Du wirst es einem alten Bekannten wohl erlauben, wenn er seinen vielen Freunden und unserer theuren Kirche zu Lieb' auch aus der Ferne dir hie und da etwas mit auf den Weg giebt. Dabei wird er sich bestreben nur das dem Papier anzuvertrauen, was unseren lieben Lesern von Nutzen sein kann.

Du weißt, daß das New York Ministerium in diesen Tagen hier tagt. Obwohl ich kein Glied desselben bin, so wollte ich doch meiner Gemeinde wegen den Sitzungen beiwohnen, um nöthigenfalls ihre Interessen wahrnehmen zu können. Meine Gemeinde hatte nämlich zwei Anträge mit einer guten Anzahl anderer Gemeinden vor die Synode zu bringen. Der erste betraf die berühmte Galesburg Regel, die so viel Lärm im Osten unserer Kirche

veranlaßt hatte. Kurz vor unserer Abreise lasen wir die Nachrichten aus der pennsylvanischen Synode. Diese hatte ja wieder einen Weg gefunden. Leute wie Seiß, Kuntelmann und andere zu befriedigen. Dein vor langer Zeit abgegebenes Urtheil, unter der Ueberschrift: „Wieder nichts“ hatte sich bestätigt. In der pennsylvanischen Synode hatte man sich wieder die Hand gereicht mit dem stillschweigenden Verständniß: „Es bleibt beim Alten!“ Das heißt: Dr. Seiß kann nach wie vor seine Vösterungen gegen die Lehre unserer Kirche unbehindert in die Welt rufen, der Unionist kann nach wie vor Glaubensmengerei treiben; zur selben Zeit kann auch der strenge Lutheraner handeln nach seiner Ueberzeugung. Das wirkte sehr niederschlagend auf die Männer im N. Y. Ministerium, die ehelich das wahre Wohl unserer Kirche auf dem allein rechten Wege anstreben, nämlich dem der Treue gegen die Wahrheit. Dr. Krotel hatte sich ja in Reading eine Abschrift der alle Parteien einigenden Formel geben lassen und war außerdem mit einer Erklärung seiner eigenen Gemeinde versehen, die das Recht einer völlig glaubensmengerischen Praxis beanpruchte. Die Angelegenheit kam auch bald zur Verhandlung, da die erste Districtkonferenz der Synode eine freudige Zustimmung zur Galesburger Regel, so wie sie gedruckt steht — empfahl. Die Verhandlungen über diesen Vorschlag offenbarten denn auch unzweideutig, daß die Gegensätze scharf zugespitzt waren und daß beide Seiten diese Frage zur entscheidenden für die ganze folgende Entwicklung des Ministeriums zu machen entschlossen waren.

In der Behandlung der Sache machte man sich mit einer überraschenden Sicherheit klar, daß eine Synode eine viel zu ernste Aufgabe habe, als daß sie die Erklärung eines Mannes und wenn es Dr. Krauth wäre — zum Grund der Ueberzeugung und des kirchlichen Handelns machen dürfte. Die Lutheraner im Osten hätten mit großer Freude und Dank gegen Gott in der gedruckten Regel des General Council endlich den Ausdruck ihres Glaubens in dieser Sache gefunden und darum wollten sie dieselbe nicht nur festhalten, sondern durch Synodalbeschluß sich und ihren Gemeinden recht in's Gewissen schieben. — Auf der andern Seite wollte man nicht mehr und nicht weniger annehmen, als was in Galesburg wirklich geschehen sei, nämlich Nichts, da nach der einstimmigen Erklärung der pennsylvanischen Delegation zum General Council die soge-

nannte Akron Regel in keiner Weise eingeschränkt worden sei.

Als man endlich zur Abstimmung schreiten wollte und die verschiedenen Gemeinden ihre Stellung zur Sache kundgegeben hatten, trat Dr. Krotel mit einer Verbesserung des Vorschlages vor. Dieselbe forderte Zustimmung zur Galesburger Regel in dem Sinn wie sie von Dr. Krauth und den verschiedenen Abgeordneten verstanden worden sei: mit klaren Worten, Dr. Krotel und seine Partei forderten, daß die Synode ihre Zustimmung erkläre zu dem Spiel (denn anders darf es doch kaum genannt werden) das das General Council wieder einmal getrieben. Die Abstimmung ergab 2 Stimmen Mehrheit für Dr. Krotels Verbesserung. Somit hatte die Mehrheit sich für den alten Schlandrian entschieden. Prompt und ohne Zaudern folgte aber nun Protest auf Protest, sodas auch Dr. Krotel erklärte, die Sache sei zu unbefriedigend, als daß sie als abgeschlossen betrachtet werden könne und man einigte sich dahin, am Montag Morgen sie wieder aufzunehmen.

Die Klarheit und Entschiedenheit der treuen Männer, die mit ihren Gemeinden für das gute Bekenntniß unserer Kirche so fröhlichen Muthes eintraten, verheilten ihre Wirkung nicht. Die in der Sache Unklaren und durch das Ansehen Dr. Krotels Beeinflussten wurden bedenklich und bekamen nun Zeit während des Sonntags sich zu besinnen. Die gehaltenen Predigten waren ebenfalls unummundene Zeugnisse für die Treue gegen Gottes reines Wort und unverfälschte Sacramente gegenüber allem Irrthum der heutigen Zeit.

Der Montag Vormittag war ein ernster und folgenreicher für das N. Y. Ministerium. Was ich bezweifelt hatte geschah. Die Synode erklärte sich bereit den gefassten Beschluß in Wiedererwägung zu ziehen und nun kam der von der Conferenz und der Committee vorgelegte Beschluß wieder zur Verhandlung. Ich bezeuge es gern, daß ich mich über zwei Dinge herzlich gefreut habe. Einmal, über die offene, ehrliche Weise, wie von beiden Seiten vorangegangen wurde. Jeder fühlte es, daß über die Zukunft seiner und seiner Gemeinde Stellung nun entschieden werden sollte. Keiner wollte dem Andern einen Zwang anlegen, aber Jeder wollte vor Gott und der Kirche klar stehen. Zum andern habe ich mich gefreut über das Verständniß, welches die Gemeindegelagten in dieser Frage bekundeten und über den Ernst, den sie in derselben bewiesen. Bei solcher Sachlage darf man für das Wohl unserer Kirche im Osten fröhlich hoffen.

Bei der Abstimmung war von beiden Seiten der Namensaufruf verlangt, sodas Jedermann wisse, wo der Andere stehe. Folgender Beschluß kam zur Abstimmung: „Beschlossen, daß der von der Allg. Kirchenversammlung bei ihrer letztjährigen Convention in Galesburg gefasste Beschluß, nach welchem die schon früher festgestellte Regel: „Lutherische Kanzeln für lutherische Prediger allein und lutherische Altäre für lutherische Communicanten allein,“ mit dem Worte Gottes und den Bekenntnißschriften unserer Kirche übereinstimme, von unserer Synode als richtig anerkannt werde und daß dieselbe ihre Zustimmung zu demselben ausspreche und ihre Pastoren anweise mit aller Weisheit und Treue dahin zu arbeiten, daß diese Regel in der Praxis immer mehr zur Geltung komme.“

Alle bis auf zwei Stimmen antworteten mit

Ja. Das war ein überraschendes Ergebnis. Dr. Krotel legte sein Amt als Präses nieder, was auch schließlich angenommen wurde, sowie er auch später jede Vertretung der Synode in irgend welcher Angelegenheit abwies. Darin handelte er wie immer, klar, ehrlich und ohne allen Rückhalt. Seine klare und unmißverständlich bezeichnete Stellung in der ganzen Sache hat ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß das N. Y. Ministerium eine würdigere Lösung des Zwiespaltes gesucht hat, als die alte Pennsylvanische Synode.

Du fragst nun aber, l. Gemeindeblatt, wie es doch nur möglich war, daß nur zwei abweichende Stimmen zum Vorschein kamen, nachdem in der ersten Abstimmung zwei Stimmen Mehrheit für das Entgegengesetzte sich ergeben hatte? Ohne dem Eindruck der Wahrheit und des Bekennermuthes vieler treuen Männer etwas abwarten zu wollen, wird es doch der Wahrheit gemäß sein, in dem Beschluß selbst die größte Ursache zu finden.

Siehe dir den Schlußsatz an. Dort finden die Launen und Lagen sowohl, wie die ehrlich Unentschlossenen und Unklaren die gewünschte Sicherheit. Denn was ist „Treue und Weisheit“ in den Herzen eines Mannes, der öffentlich ganz naiv erklärt, daß er es für „weise und verständig“ halte, die Sektenprediger auf seine Kanzeln zu lassen, weil Glieder seiner Gemeinde in gemischten Ehen leben. Der erwähnte Schlußsatz ist freilich nur für die gemeint gewesen, welche den Unterschied zwischen der evangelischen und gefehligen Praxis nicht kennen und bei wirklicher Treue gegen das Bekenntniß den Weg der Ausführung nicht kennen. Aber diesen Zweck zu erreichen hätte man etwas Anderes thun sollen. Nun flüchten sich alle, die noch nie treu zu dem Bekenntniß unserer Kirche gestanden haben, hinein und treiben ihr Wesen nach wie vor. Gott wird sie jedoch offenbar machen und sie entweder befehlen, oder der Synode Kraft geben mit ihnen nach Gehöhr zu handeln. — Ich hatte die Befürchtung, daß Manche die Tragweite der gepflogenen Verhandlungen und des gefassten Beschlusses nicht bedächten, namentlich in Betreff des General Councils. Doch auch darin wurde ich angenehm enttäuscht. Bei der Wahl der Delegaten zu diesem Körper wurde mit schlagender Mehrheit bestimmt, daß dieselbe nur im Sinne der Synode dort stimmen dürften resp. für die Aufhebung aller Ausnahmen in der lutherischen Praxis. Die Synode weiß sich im Gegensatz zum Council und dieser wird sich hoffentlich nicht eher wieder abschwächen bis dasselbe ebenso entschieden zur Wahrheit steht, wie die New Yorker es zu thun entschlossen sind.

Die Vorlage meiner Gemeinde, die schon von einer großen Zahl anderer Gemeinden angenommen ist, mußte nothgedrungen noch ein Jahr zurückgelegt werden, da die Bekenntnißpraxis so viel Zeit in Anspruch genommen hatte. Sie ist nun noch einmal an die Conferenzen verwiesen und ist zur Beschlußnahme resp. Verhandlung auf die nächste Synodal-sitzung zurückgelegt, mit Bewilligung meines Delegaten.

Der treue Gott wird auch in dieser so wichtigen Lehr- und Lebensfrage Klarheit und Sieg geben. Denn auch in dieser stehen eine Anzahl Pastoren und Gemeinden klar und entschieden da und halten sie für eine Sache des im Wort Gottes gefangenen Gewissens. Bald mehr!

Dein ehemaliger

S.

Lyon s, New York, am 27. Juni 1876.

## Unser's Herrgotts Handlanger.

Erzählung von N. F r i e s.

I.

Auf dem Schneidertisch.

Saß Einer auf dem Tisch und grübelte. Die Weste, daran er arbeitete, war mit den Armen und Händen, die dran genähet hatten, herabgesunken, die Nadel hatte den Stich nicht vollendet, und der Faden hatte sich aufgetrennt. Der Grübler schaute durch eine große Messingbrille mit kreisrunden Gläsern auf die Wanduhr — unverwandt, gewiß schon eine Viertelstunde lang, und die Wanduhr tickte dabei ganz eben los und ihr Zeiger rühte vor, von Strich zu Strich. Was grübelte er denn? — Das waren eigentlich seine Gedanken: Wir Menschenkinder seien wie die Uhr an der Wand. Drinnen kreisen und drehen sich die Räder, und man sieht's nicht, und wer's nicht weiß, denkt gar nicht, daß drinnen ein so künstlich Getriebe verborgen. Die Räder im Menschen, das sind die Gedanken, die Wünsche, die Begierden — ach, welch ein künstlich Getriebe! und wie verborgen, wie heimlich! Das Zifferblatt aber weist, wie weit es vorgerückt ist in der Tageszeit und wie viel Uhr es geschlagen. Das Menschenantlitz ist auch ein Zifferblatt, da steht's geschrieben, nicht bloß mit allerlei Falten und Runzeln, wie weit der Lebenstag vorgerückt, ob's noch am Morgen oder ob's bald Abend werden will; — da steht noch mehr geschrieben, denn wer's versteht, in einem Menschenantlitz zu lesen, der kann auch sonst noch sich herauslesen, wie viel Uhr es geschlagen hat, ob Welt oder Gott, ob Fleisch oder Geist, ob Himmel oder Hölle den Zeiger regiert! — Aber die Löhre, die Gewichte an der Uhr, die da steigen und sinken, je niedriger das Eine, je höher das Andere, — was bedeuten die? — Der auf dem Schneidertisch grübelte? — Da blickt es in seinen grauen Augen unter den buschigen Brauen — er hat's gefunden. Das eine Loth, das ist die Hoffnung von künstlichem Glück — das sinkt! das andere Loth, das ist das Gedächtniß der Vergangenheit — das steigt! Wenn das sinkende Loth unten angelangt ist, dann flößt es an den Boden — die Uhr steht, — und dem Menschen gräbt man sein Grab! —

Als der auf dem Tisch so weit gekommen war, nahm er seine Arbeit wieder auf, und an der schönen, rothen Weste reißte sich Stuch an Stuch! Aber warum spielte denn ein so still vergnügtes Lächeln um seine Lippen und leuchtete so hell aus den Stoppeln des dreitägigen Bartes, wie rothe Beeren aus Heidekraut? — warum? weil er das Beste zuletzt ergrübelte. Er dachte nämlich zuletzt: wie gut, daß am Menschenherzen, zu den zweien, noch ein drittes Loth kommt: das ist die Hoffnung himmlischer Herrlichkeit! — drum steht die Herzensuhr nicht still!

Da warf der Mann auf dem Schneidertisch einen Blick durch die kleinen Scheiben seines einzigen Fensters und das Lächeln ward beinahe zum Lachen. Draußen ging gerade der Todtengräber die Kirchhofstreppe hinauf, denn das Schneiderhäuschen lag dem Kirchhof schräg im Winkel gegenüber. Warum lachte der Schneider denn, als er den Todtengräber sah? das ist doch eine Person, die am allerwenigsten zum Lachen reizt! — erstlich deshalb, weil er ihm

intwendig ein Schnippchen Schlag und im Anschluß an seine Grübeleien dachte: „Du kriegst doch nur meinen Leib!“ und das war ein schlecht Stück, kurz und mager und auf dem Rücken ein nicht zu übersehender Höcker. „Meine Seele aber geht zu Gott!“ die Seele aber hatte ein weißes Kleid an und waren ihr Flügel gewachsen! Der auf dem Schneidertisch mochte wohl fröhlich sein. —

Er lachte aber aus noch einem Grunde mehr. Der gute, alte Todtengräber, als er die Treppe hinaufstieg, stieß bei jeder Stufe an, weil er den Fuß nicht hoch genug hob und hatte dabei den weißen Kopf ganz tief gesenkt und die Mütze über die Augen gezogen. Da mußte der Schneider darüber lächeln, wie es doch offenbar zwei Schlag Menschenkinder gäbe, die Einen sehen nur nach Außen, und die Andern nur nach Innen. Der Todtengräber gehörte zu der letzten Sorte, darum stieß er allenthalben an, nicht bloß an Treppenstufen. —

Nun hat wohl schon Mancher, der dies liest, bei sich selber gedacht: Das mag ein wunderlicher Kauz gewesen sein, der auf dem Schneidertisch, dem hätte ich kein gut Stück Zeug hingegeben, denn wo die Gedanken so wunderbar umherspringen, da könnten's am Ende Nadel und Scheere auch thun. Es war aber nicht so schlimm; seine Kunst stand bei den Dorfsleuten in Ehr' und Ansehen, und mit Stadtsleuten hätte er sich nimmer eingelassen. —

Zur Schnecke gehört das Häuschen — auch zum Schneider. Drum erst das Haus und dann der Mann. Groß war's nicht, aber sauber. Rothes Mauerwerk, weiß gefügt; das Fachwerk, Thür und Fenster grün gestrichen. Vor den Fenstern zwei Linden, edig geschoren, denn es lag gegen Mittag. Die Sonne konnte allenthalben fassen. Denn das Häuschen lag frei. Gegenüber, erhöht mit einer Steinmauer, der Kirchhof. Zwischen Haus und Kirchhof, unter großen Kastanienbäumen ein Ziehbrunnen, mit einem alten steinernen Bildstock. Da spielten im Sommer die Kinder, im Winter die Schneeflocken! — So war's von Außen! — Und von Innen? — Nun, das Reich ist bald zu Ende. Zuerst eige schmale Vorderdielen — dann das Stübchen, da war Alles in Einem: Werkstatt und Wohnstube und Schlafkammer, war aber auch recht geräumig. Unterm Fenster der hohe Schneidertisch, und längs den Wänden niedrige Bänke. Daran die Küche mit sauberem und blankem Geschirr, — nicht gerade viel, aber eben recht. — Oben ein Bodenraum mit einer Luke nach vorn hinaus! Das war Alles!

Nun der Mann. „David-Sneider“ nannten sie ihn. Werktags saß er vom frühen Morgen bis späten Abend fleißig an seiner Arbeit auf dem Schneidertisch. Sonntags aber fand man ihn hinter der Orgel, denn er war Bälgetreter. Die Leute hatten ihm nämlich gesagt: David, es geht nicht, der Mensch muß Bewegung haben, wenn er gesund bleiben soll, und Ihr sitzt alle Tag von Morgen bis Abend, Alltags auf dem Tisch und Sonntags auf dem Stuhl — es geht nicht! — Aber was sollte der David! Seine Beine waren von vielem Sitzen schwach und krumm, spazieren konnt' er doch nicht! in seinen dünnen, langen Armen war auch keine Kraft: Holzhacken konnt' er auch nicht! Da ward das Bälgetreten frei und wie ein Blitz durchfuhr es ihn: „David, nun ist dir geholfen“. Der Pastor sagte wohl zuerst, das Männchen sei doch wohl gar

zu leicht, aber die Ältesten sagten gut für ihn, sie wußten, daß etwas Gewichtiges in ihm sei! —

Seitdem war das Schneiderlein ein Anderer geworden. In seinen Augen war ein helles Licht aufgetaucht, das man vorher nicht drin gesehen; und oft hörte man ihm sagen: Kinder, wie thut das wohl, des Herrgotts Handlanger zu sein! — ob's nun von der leiblichen Motion alle Sonntage herrührte, oder ob auch eine inwendige Bewegung hinzugekommen war, das soll unentschieden bleiben. —

Da saß er denn nun auf seinem Tische und nähte unverdrossen und emsig, es war als wollte er die Säumnis wieder einholen, die ihm das Grübeln verursacht. Der Peter, der mit hölzernen Löffeln trug, ging hart am Fenster vorüber, schaute auch gerade hinein, aber David merkte ihn nicht; und die dicke Stern-Wirthin, die ihr rosiges Angesicht einmal zur Thür hinausstreckte und einen forschenden Blick über das stille Dorf warf, dachte auch bei sich, das müsse ein prästant Stück Arbeit sein, das der Meister heut vorhabe! —

Der ließ aber, mit der Nadel, auch seine Gedanken weiter fliegen! Ach ja, dachte er, die Erdenshoffnung sinkt mehr und mehr — und das Gedächtnis der Vergangenheit steigt! — und so ließ er's denn steigen, und die vergangenen Tage und Gestalten, mit Freuden und Leiden zogen an ihm vorüber! — Wie war's doch jetzt so einsam um ihn geworden! die ganzen langen Tage vom frühen Morgenschein, bis drüben hinter den Bäumen des Kirchhofs das Abendgold schimmerte, saß er allein bei der Arbeit! allein mit seinen Gedanken! Der alte, schnarchende Spiz unter'm Ofen, und die tickende Uhr an der Wand seine einzige Gesellschaft! — Da that's ihm oft wohl, wenn Abends die Mägdelein vom Brunnen her ihm einen hellen Gruß zuriefen in's geöffnete Fenster! und wenn ihm gar eine Neckische ein Sträußlein auf die Arbeit warf, dann drohte er wohl, aber mit Lachen, und war ihm eine Erquickung.

Wohl hatte es eine Zeit gegeben, aber es war lange her, da schallte ein Weib in dem kleinen Schneiderhäuschen, ein stilles und gutes; dann kam eine Zeit, da ward eine Wiege an den Schneidertisch geschoben; und David mußte das feine Mägdlein drin so nebenher ein Bißchen schaukeln und warten. Dann kamen schwere Tage der Krankheit, und man trug einen Sarg hinaus. Da war David Wittwer, und das kleine Mädchen war erst zweijährig. — Nun blühte es auf in den nächsten Jahren, saß neben dem Vater auf dem Tisch und blickte auf die spielenden Kinder und die dünnen Blätter im Winde, die am Bildstock ihr Wesen trieben. Bald trippelte es mit hinaus und spielte Haschen mit den Kindern und Blättern. David schaute mit Bewunderung auf das Wachsen und Entfalten, wie aus dem Mädchen eine Jungfrau ward, eine gar liebliche und wenn er dann sein eigen armselig Gebilde ansah, da dünkte es ihn sehr sonderbar, daß sie Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein! — Dann kam die schwerste Zeit, die Zeit des Franzosenkriegs, darin so viel Blüthen und Aehren geknickt und so viel Leben zertreten ward, nicht bloß draußen auf den Kornäckern und Schlachtfeldern — auch drinnen in den Häusern und Hütten der Menschen.

Es zog auch nicht an dem Schneiderhäuschen vorüber. Die schmucken, blanken Soldaten kamen in's Dorf, und einer nahm des Mägdleins Herz mit,

und weil sie selber zu dem Herzen gehörte, so zog sie ihm nach, heimlich in der Nacht, denn der Vater hätte's ja nimmer erlaubt. Ach das war ein trauriger Morgen für den armen David-Sneider, als sein einziges Töchterlein davon gegangen den verhassten Franzosen nach.

Wohl kam nach einer Weile die Botschaft, der Vater möge sich ja nicht grämen, es gehe ihr wohl, denn es war Friede geworden, und ihr Schatz war ein Bürgerkind und sie sein rechtmäßig Gemahl, aber der alte schüttelte den Kopf und traute dem Frieden nicht, das war ihm Alles viel zu windig, viel zu fleischlich! und er wußte es nur zu gut: wer auf's Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten! —

Und das Verderben blieb auch nicht aus. Nach Jahresfrist kam wieder eine Botschaft, und das war eine lebendige, ein Bublein, es mochte wohl ein Jahr alt sein. Sie hatten's von drüben her einem Händler mitgegeben, der weit hineinfuhr in's Welsche. Dazu die Nachricht, des Knaben Mutter sei gestorben, und sein Vater wieder unter die Soldaten gegangen; — ehe sie aber gestorben, habe sie noch flehentlich gebeten, ihr Kind nach Deutschland zu schicken zu seinem Großvater, der werde es um Gottes Barmherzigkeit willen nicht verstoßen. — Der Mann, der's brachte, fügte noch hinzu, sie hätten ihm drüben gesagt, dem deutschen Weibe sei das Herz gebrochen vor Heimweh und Sehnsucht — Da mußte David wieder die alte Wiege vom Boden herabholen? —

„Großvater! Großvater!“ rief's von draußen herein, und klopfte tüchtig an die Scheiben, daß das Blei klirrte, „Seht doch mal auf! ich bring's heut' rechtschaffen heim!“ Und draußen zeigte sich ein Bursche mit einer schweren Last Holz auf dem Rücken. Das Antlitz glühte ihm dunkelroth von der Anstrengung, denn der Tag war warm gewesen, aber noch dunkler glühten die großen schwarzen Augen unter den starken Brauen und das Mützchen, alt, und im Strauch zerrissen, schien kaum die starken Haare bedecken zu können. Dabei zeigte er lachend hinter dem blühenden Munde zwei tadellose Zahnreihen, und auf der Lippe kräuselte sich der erste Flaum, weich und schwarz! —

Es war ein kräftiger Bursche, der zu dem alten Schneider hineinblickte, die dürftige Kleidung that seiner Schönheit keinen Eintrag, das grobe Hemd, das seinen Oberkörper deckte, zeigte die gewölbte Brust und den schlanken Nacken — die leinene Hose war bis an's Knie aufgetrempelt, und die nackten Füße und Beine schritten so leicht, so elastisch unter der schweren Last dahin! — Man hätte glauben sollen, daß Davids Antlitz einen fröhlichen Ausdruck gezeigt, als sein kräftiger, schöner Enkelsohn ihm in's Fenster schaute. Aber es war nicht seine Art! „Das welsche Blut! das welsche Blut!“ pflegte er zu sagen, „es bringt mir noch zum zweiten Mal Unglück in's Haus und ich hab' doch genug an dem Ersten!“ —

„Sist gut, Lorenz,“ rief der Alte hinaus mit ernster Miene, mach' nur, daß wir das Abendbrod essen können, Du bist recht lange geblieben!“ —

Nun ja, der Lorenz mochte wohl lange ausbleiben beim Holzammeln. Das Holz war bald zusammengebracht und auf einen Haufen getragen, dann aber ging die Lust erst an. War's doch eine ganze Gesellschaft, die am bestimmten Tage der

Woche in's Holz zog, Junge und Alte, Mädchen und Bursche. Da wurden Beeren gesucht, Nester aufgeböhrt, und der Lorenz war der Lustigste von Allen, der tollte und jagte mit den Mädchen und Weibern, daß des Jubelns kein Ende war. Sonst ging er bei den Bauern auf Tagelohn, seit er erwachsen war, aber den Holztag ließ er sich nicht nehmen.

Jetzt sang es draußen in der Küche mit glockenheller Stimme:

Sah ein Knab' ein Nöslein stehn,  
Nöslein auf der Haide,  
War so jung und war so schön —

„Lorenz!“ rief da der Großvater drinnen aus der Stube. Und der Gerufene trat hinein mit hellen, fröhlich blickenden Augen. Leichtem Schritts ging er an den Schneidertisch, und saß mit einem Knudroben neben dem Alten, scherzend beide Beine kreuzweise untergeschlagen. Der Alte schien das Manöver zu kennen und sah kaum auf von der Arbeit. „Lorenz,“ sagte er, „mich hungert, es ist bald 8 Uhr, haben wir denn etwas zu essen im Hause, oder mußt du es erst holen?“

(Fortsetzung folgt.)

### Die holländischen Bauern und ihre Republik in Süd-Afrika.

(Fortsetzung.)

Man kann sich eines tiefen Mitgeföhls mit diesen Leuten nicht wehren. Allein um englischer Gewalt und englischen Gelehen zu entgehen, hatten sie das Land, was ihnen eine liebe Heimath war, das Capland, verlassen. Sie hatten das Natalgebiet mit Blut erlauft und mußtens wieder drangeben und verlieren an England, welches sie haßten. Nur Wenige blieben. Die Meisten zogen nach Norden und gründeten jenseits des Baalflusses die Transvaalrepublik, die in dem Sandrivier-Vertrag vom 17. Januar 1852 von England endlich als selbständig anerkannt wurde. Auch zwischen Orangefluß und Baalfluß bildete, nachdem die Engländer im Jahre 1854 auch dies Gebiet geräumt hatten, sich ein unabhängiger Bauernstaat, der sogenannte Oranje-Brystaat. Wir beschäftigen uns nicht mit diesem weiter, er trägt nicht so das Gepräge der Eigenthümlichkeit unseres Volkes, wie die Republik. Seine Bevölkerung ist zu sehr mit europäischem Blut gemischt. Ehe wir uns aber weiter mit den Schicksalen der Bauernrepublik beschäftigen, ist es wohl an der Zeit, auf den Charakter ihrer Bewohner, wie er sich entwickelt hat, noch näher einzugehen.

Die Bauern sind meist groß und kräftig. Die Frauen neigen zu großer Leibesstärke; das Haar ist schlicht und etwa in denselben Schattirungen vorhanden, als in Deutschland, sie sind sehr kinderreich. Die Hautfarbe ist bei den Frauen oft ungewöhnlich weiß und zart, denn es arbeiten diese fast nie im Freien und auch auf Reisen wissen sie dadurch, daß sie das Gesicht mit Tüchern verbinden und die Sonne möglichst meiden, sich die Weiße ihres Teints wohl zu erhalten. Die Männer selbst sind selten dunkler als hiesige Landleute. Nur solche Familien, in denen farbiges Blut hineingespielt hat, machen hierin eine Ausnahme und schamen sich derselben. Der Bauer nennt sich „Mensch“. Er gibt den Ehrentitel dieser Bezeichnung keinem

Schwarzen, diese sind schepsels, Geschöpfe, oder Volk, Menschen sind nur Weiße, eigentlich aber nur die eigenen Volksgenossen. Es ist bekannt, wie das Ueberheben der Würde des eigenen Volkes einen spezifisch heidnischen Gedanken in sich schließt. So redeten, so reden heut noch alle Heidenvölker; der stolze Römer des klassischen Alterthums war von derselben Berachtung aller anderen Völker, der Barbaren, besetzt, als heut zu Tage der Eskimo oder Kaffer, der auch nur seine eigenen Volksgenossen Menschen nennt. Selbst den Europäer nannte und nennt der Bauer allen Schlags nicht gern Mensch. — „Da kommt ein Kaffer, 2 Menschen und 1 Engelschmann“, das konnte man oft von solchem hören.

Der Charakter der Bauern, besonders der Männer, ist ruhig und besonnen, bei diesen mehr als bei den Frauen. Man äußert nicht gern heftige Gemüthsbewegungen, man läßt Freud und Leid nicht leicht nach außen treten. Auch hierin ist der weiße Afrikaner dem schwarzen Urbewohner seiner Heimath ähnlich. Auch in Gefahren bleibt der Bauer meist ruhig, behält die Geistesgegenwart und überlegt die Lage, in der er sich befindet, wie dies kaum anders zu erwarten ist bei Leuten, die von Gefahr umgeben aufgewachsen sind. Die Sprache ist holländisch, in vielen Stücken hat es sich dem Plattdeutsch mehr genähert, vermischt ist es mit Worten, die dem Malaiischen, dem Portugiesischen und selbst dem Hottentottischen entnommen sind. Jeder Bauer, der irgend noch auf sein Leben und seinen Wohlstand etwas hält, muß eine eigene Farm besitzen, 9000 Morgen groß. Wer auf dem Grund und Boden anderer Leute wohnt und davon den Namen „bywoner“ trägt, ist arm und wenig angesehen und geachtet. Als die Gebiete nördlich vom Baalfluß eingenommen waren, da hatte jeder als Volksgenosse anerkannte Mann das Recht, sich solche Farm im Lande auszusuchen, und so lange das Gebiet ausreichte, nahm jeder Bürger für jedes seiner Kinder ein gleiches Territorium in Beschlag; auch Nachzügler, die Bürger wurden, konnten ihre Farm sich wählen, so lange noch open grond, d. i. Grund und Boden, der nicht im Besitze von Weißen war, sich finden ließ. Die Bauern wohnen nicht in Dörfern bei einander. Bauerndörfer nach unserem Begriff giebt es gar nicht in Süd-Afrika. Jeder Grundbesitzer wohnt auf seiner Farm, hier fühlt er sich frei, stolz und unabhängig, und je weniger er hier von einem anderen Befehl als seinem eigenen hört, desto wohler ist ihm. Da jeder Ackerbauer zugleich der Viehzucht obliegt, so wird nur ein kleiner Theil der Farm bebaut, — das große Ganze bleibt als Weideland den Herren reservirt. Bei den eingehegten bebauten Morgen steht das Haus, die Wasserleitung plätschert hier vorbei, an ihr stehen meist einige gewaltige Trauerweiden und unter ihrem Schatten liegen die wenigen Häuser des Besitzers. Vor dem Hause, so daß der Wind auf dasselbe fällt, liegt der Acker und der Obstgarten, der niemals fehlt, denn Süd-Afrika ist ein Land, in welchem Obst ja vorzüglich gedeiht. Die Häuser zeigen in etwas wie lange der Besitzer auf dem Plage wohnt, ob er wohlhabend, ob er fleißig oder faul ist. Auf Farmen, die noch erst kurze Zeit bewohnt wurden, stehen sogenannte Pfahlhäuser, aus Pfählen, Rohr und Lehm erbaut, oder aber Häuserchen mit gestampftem Lehm (pisé) gebaut. Stets sind die Häuser mit dem Graze bedeckt, welches so lang und schön in jenem Lande zu finden ist, daß es zum De-

cken eines Hauses sich brauchbarer erweist als Stroh. Auf Plätzen, wo der Herr schon fest und ruhig sitzt, steht meist ein stattlich Lehmhaus mit weiß getünchten Wänden. Kommt man zu Pferd ermüdet und bestaubt vor solches Haus, so tritt der Hausherr vor die Thür, man grüßt und wird mit Gegengruß und Handschlag bewillkommt. „Wollen sie abstateln?“ ist dann die gastfreundliche Frage, man thut es gern. Die jüngeren Söhne helfen wohl das Pferd besorgen, welches sich sein Futter gleich hier beim Hause sucht. Wir treten ein und nahen uns der Hausfrau, die in Nähe in ihrem Stuhle am Tische sitzt, der in der Nähe des Fensters steht, welches in solchem Hause auch schon mit Glasscheiben versehen ist. Sie steht fast niemals auf von ihrem Sitze, sie sitzt und näht und regiert von hier aus ihre schwarzen Mägde, die in der Küche ihr Wesen treiben, in die sie von dem Stuhl aus sehen kann. Wir setzen uns und werden nun erst über woher und wohin befragt, auch nach dem Namen. Ist dieser nun bekannt so sind wir ganz zu Hause. Die Magd bringt Waschwasser und bald darauf auch Kaffee. Wir werden gefragt, ob wir schon gegessen haben und erhalten was von der Mahlzeit übrig blieb, wenn dieses nicht der Fall war. Der Hausherr fragt nach den und jenen Neuigkeiten, die Frau nach dem Befinden der Bauern, die wir auf unserer Reise etwa gesehen haben. Ist's spät, so geht der Abend unter freundlichen Gesprächen hin, und wir erhalten dann ein Bett zur Nachtruhe, als ob wir jahrelang bei diesen Leuten schon aus- und eingegangen wären. Den Mittelpunkt des Hauses bildet die Wohnstube; ein oder zwei Tische, einige Stühle und eine mit Riemen bespannte Ruhebank, — das ist das Meublement. Auf einem Brettchen an der Wand finden sich die Hausbibel und die Gesangbücher, auf einem anderen Medicinen, die in keinem Hause fehlen. Neben der Wohnstube, deren Thür nach außen geht, ist eine oder sind noch mehrere Schlafstuben, bei den meisten führt in die Schlafstube eine Thür, die nur durch Vorhänge verdeckt wird. Die Küche ist meist schmutzig, weil dieser Theil des Hauses dem schwarzen Volke überlassen wird.

Der Bauer steht früh auf und geht auch früh zur Ruh. Alt und Jung, Mann und Weib kleidet sich Nachts nicht aus, es rührt diese Sitte wohl von den vielen Reisen und auch häufigen Beunruhigungen Nachts durch wilde Thiere oder Feinde her. Er ist dreimal täglich, — wenn er's haben kann, stets warmes Fleisch, — um Gemüsebau bekümmert er sich nicht viel. Stelle des Gemüses vertritt die Maisgraupe, oder das schöne Weizenbrod, welches fast überall zu finden ist. Kaffee wird von Zeit zu Zeit herumgereicht; eine richtige Bauernfamilie verbraucht jährlich 150—200 Pfd. Kaffee, wenn sie es haben kann. Die Leute kleiden sich ganz europäisch, nur daß die Hüte der Männer breitkrämpig sind. Alle Stoffe werden eingeführt. Aus diesen verfertigen die Frauen meist selbst die Kleider. Die Frauen und Mädchen tragen Kattunröcke und Helgoländerhüte.

Bildung muß man bei Leuten nicht erwarten, die, weil sie einzeln zerstreut auf ihren Höfen leben, keine Schule haben. Den ersten Unterricht ertheilen die Eltern selbst, später wird auch wohl irgend ein vagabondirendes Individuum, der Sprache wegen gern ein Holländer, angestellt, den Kindern Unterricht zu ertheilen. Es werden Nachbarskinder

mit herbeigezogen. Der Schulmeister paukt von Morgen bis Abend auf seine Schüler los, denn die Pausen zwischen den Unterrichtsstunden sollen möglichst kurz sein. Äußert man irgendwie Zweifel an der vollendeten Schulbildung eines Bauern in Süd-Afrika, so erhält man wohl die Antwort: „D! ich bin sechs Monate in die Schule gegangen“; sechs Monate Schule für's ganze Leben, das gilt schon als bedeutend, und Vielen scheint solch eine lange Schulzeit allen Anforderungen zu genügen. Auf diese Weise lernen die Kinder lesen, etwas, aber sehr wenig, schreiben und außerdem biblische Geschichten und den Katechismus. Von Geographie ist fast nie, vom Rechnen sehr wenig die Rede. So kommt es, daß sein gekleidete junge Bauernfrauen wohl die Frage thun, ob Europa ein großes Dorf sei, und Männer versicherten uns während des deutsch-französischen Krieges, daß 300 Afrikaner genügt hätten, die gesammten deutschen und französischen Armeen in die Flucht zu schlagen. Ein Bauer sagte mir, das sei vergeblich ihm weiß zu machen, daß Tinnen und Tuch von Menschen fabricirt würden, es seien diese Dinge in einem Lande irgendwo zu finden. Das Gefinde wird bis heute oft schlecht behandelt, rohe Worte, Schläge, Flüche sind an der Tagesordnung; auch bei den bessern Bauern ist die Behandlung meist noch so gefärbt, daß man den früheren Sklavenshalter nicht verkennen kann.

Der afrikanische Bauer ist streng kirchlich. Sein Denken und Thun ist in altreformirter Weise von Anschauungen getragen, die der heiligen Schrift besonders dem alten Testament entnommen sind. Sie, die Bauern, sind das auserwählte Volk, — das priesterliche Geschlecht, — sie haben den reinen reformirten Glauben und ihnen gehören die Verheißungen zuerst. Die Bibel wird buchstäblich verstanden oder nicht verstanden angeführt. Selbst die Bilder in der alten staaten bybel sind inspirirt. Die Kinder werden getauft, und der ganze Aterricht hat die Einsegnung zum Ziel, denn ehe man nicht eingesegnet ist, heirathet man nicht leicht. Erst spät kamen den Bauern Prediger nach; jetzt sind in der Republik etwa zehn Geistliche bei den Bauern angestellt. Die Kirche aber ist in drei Parteien zerfallen, eine liberale und zwei orthodoxe, von denen eine Abtheilung nur Psalmen, keine Lieder oder Gesänge in der Kirche singt. Da nur zehn Geistliche in der Republik vorhanden sind, ist der Sprengel des einzelnen Pastors oft sehr groß, häufig wohnen Gemeindeglieder 15—20 Meilen von ihrer Kirche entfernt. Der Pastor reist deshalb umher und hält auf Farmen oder Pläken, wo eine Kirche zu diesem Zwecke gebaut ist, Gottesdienste, predigt und verwaltet dort die Sacramente. Zu solchen Kirchen kommt man von nah und fern. Jede Familie bringt ihr Best mit, schlägt es auf und wohnt in diesem und in dem Wagen, so lange die Kirchtage dauern. Man reist gern zu diesen gottesdienstlichen Versammlungen, denn man sieht hier Freunde und Verwandte, — man schließt und man regelt Geschäfte. Händler sind auch gekommen; bei diesen oder in den Läden, die am Kirchort sich befinden, kauft man ein. Kurz, das Ganze erinnert an die alten Kirchfeste Deutschlands, an welche uns in den Leipziger, Magdeburger und anderen Messen noch Erinnerungen geblieben sind.

Bei alledem lebt das kirchliche Leben und der religiöse Glauben leider selten viel Einfluß auf der Bauern moralische Gewissenhaftigkeit. — Kleine

Diebstähle, auch unter einander und an Händlern verübt, sind häufig. Den Schwarzen gegenüber ist Alles erlaubt, mit dem Eid wird es leichtsinnig genommen, ebenso im gewöhnlichen Verkehr mit der Wahrheit. — Das sind so Nationalfeier und Sünden, über die man sich tröstet mit dem Glauben an die Vorhererwählung und Vorherbestimmung Gottes, und damit daß der Gläubige nicht abfallen kann. Denn gläubig ist der Bauer, das hat er noch neulich deutlich gesehen, als er bei der Predigt von Mynherr N. N. starke Nührung empfand, ja selbst Wasser in den Augen spürte. Das politische Leben den Schwarzen gegenüber ist von biblischen Ideen getragen. Felcoronet Carl v. d. Merve berichtet von einem Zug gegen Buschleute, den 3. Septbr. 1779: „So ging ich mit einem kleinen Haufen von 12 Mann und fand am 10. solch eine Menge von Räubern, daß wir nicht die Courage hatten sie anzugreifen, aber wir bedachten, daß wir die Verheißung für uns und sie den Fluch gegen sich haben, und daß der Herr thut, was er für gut befindet, so griffen wir sie an, und durch die mächtige Hand des, der Himmel und Erde regiert, wurden sie in die Flucht geschlagen.“ Ebenso war es mit dem Auszuge und der Einwanderung im Transvaalgebiete. Die Bauern sahen sich an als das auserwählte Volk, von Gott berufen, Canaan, das gelobte Land, hier einzunehmen. Ein Theil der Leute glaubte fest, Jerusalem sei ganz nah und sie würden es beim Zuge nach Norden bald erreichen. Man traf einen Fluß voller Schilf und Krokodile, den hielt man für den Nil, und nannte ihn also (heißt auch Nil bis auf den heutigen Tag). Dann traf man Stämme, die Pfeil und Bogen trugen, das waren nach der Erklärung alter, weiser Leute die Bogenschützen, von denen Jesaias redet. Man hatte von den Ruinen, die Mauch später entdeckte, gehört, und meinte im Ernst, das sei die alte, heilige Stadt Israels. Man versuchte vergeblich in die Gegend nach Norden vorzudringen, die Festschließe wehrte weiterem Treffen. Aber noch seit der Entdeckung jener alten Bauwerke hat mich mancher Bauer darauf angeredet, Mauch habe ja Jerusalem entdeckt und aufgefunden.

(Schluß folgt.)

## Kleine Geschichten.

De Kumpellamer noch mal.

As ich de Geschichte von de Kumpellamer lesen da, da mößt ich glicks an min Naver Hinnerk denken. He is süß nich unrecht, aber von de Tid an, dat he in den landwerthschafftlichen Verein rin gahn is, hedde he sich ganz oghenschinlich of ne lütte Kumpellamer anlegt. He maekt jümmer von Bildung un Cultur, von Wissenschaft un von Fortschritt, un hilt is dütt un morgen is dat bi om'n owerwunnen Standpunkt, un wat'n owerwunnen Standpunkt is, dat, seggt he, dat mott Allens in de Kumpellamer.

Bi sin Akerbu fung he damit an. De ole Wis, dat Lann to bestellen, wör'n owerwunnen Standpunkt; weg damit in de Kumpellamer! Hinnerk, segg ich, dat löpt verkehrt; süß di vör, dat din Kumpellamer nich bald vuller werd, as din Schiln. Un as dat Frühjoht lamm, segg ich: Hinnerk, mi dücht, din Saat will gar keen Fortschritt maken. Un in Sommer segg ich: Hinnerk, mi dücht, din Weiten hedde gar keenen Standpunkt.

Na dem is he in sin Landwerthschafft vorfichtiger worn, aber nu schint dat, as wenn he dat süßige Speel in geistlichen Dingen anfangen will. Müllich bringt he mi 'n ganzen Hupen Schriften, de schöll ich mal lesen, de handeln von den nien Globen, de mit den Zeitgeist stimmen dä; de ole Globe wör'n owerwunnen Standpunkt un möß in de Kumpellamer.

Ja, segg ich, wenn't so is, denn man to. Morgen is ja Sünndag; kannst to Abend 'n Bäten rümkamen, denn willst wi davon reden. Un bring of din Fru mit.

Se kaint denn of; wi settet us an'n Disch, ich legg den nien Globen vör mi, un Gesichter heww wi all so ernsthaft, as in de Karlen. Min Fru hed middewil ne Tasse Thee inschenkt un ich schenk'n Glas Win in. Un mal fat' min leewe Naver de Theekäpel in't Dage; he liekt un liekt; un, seggt he, wo hewwt ji in alle Welt ju olen schönen Käpel laten? — Wat? segg ich, de olen Käpel? Oh, dat wörn ächt silberne; woteken kann in uns uppeklärten Tiden so'n Lüg noch brufen? dat is'n owerwunnen Standpunkt, weg damit in de Kumpellamer! Süß, Hinnerk, düsse nien Käpel sünd de wahren Käpel des neunzehnten Jahrhunderts; se stimmt mit den Zeitgeist un spottbillig sünd se of. Aber du schüddelst den Kopp un drinken deihle of of nich; will di düsse Win nich smucken? — Uprichtig geseegt, antwoort he, du harrst süß Bättern. — Ja, segg ich, dat was ächten Win, aber den heww ich as'n owerwunnen Standpunkt in de Kumpellamer bröcht. Düt Gedänk heet of Win, aber ich kann di versichern, 't is'n of nich een Droppen Win mant; ne, luter Kunst un Wissenschaft.

Da aber wörn de ernsthaften Gesichter weg; de Frnen lachen, un wi lachen mit.

Na Hinnerk, segg ich, ich denk, wi sünd eenes Sinnes. Ich schöll di mine Minung seggen ower den nien Globen, den se us upstund anpriest; un, düsse nie Globe is alkerat as düsse nie Win un düt nie Silwer; he is billig, spottbillig, aber he is nich ächt. Weesse wat Fru, hal mal de olen Käpel un den olen Win. Düssen nien Swindel aber willst wi in den nien Globen rinwickeln, un nu weg damit in de Kumpellamer! St. D.

De beeden Vädbröder.

Seht ji woll de beeden Olen, de da so trulich tosamgah? Wi nennt se de beeden Vädbröder, un dat is de richtige Ehrenname, de jüm von Rechtswegen tokommt. Denn jeden Sün- un Festdag sittet se in de Karlen andächtig tosam, un tosam sünd se herkamen, un tosam gah se wedder trügg, ne Stunne Wegs. Wo männigmal se düssen Weg woll maekt hewwt! As se na de Parr to'n Väen müssen, da hedde dat sin Anfang nahmen, da sünd se Vädbröder worn un sündt sit der Tid bleewen. Dat sünd aber düß Ostern sößtig Jahr her. Wo veel Karwege bringt dat nu na Adam Riesen? Denn fehlt hewwt se ja woll nich eenmal.

Doch, seggt Anton, eenmal hedde he mi in Stich laten. He wahut am annern Enn von uns Dörrp, un ich wahn ganz vörn an; also mott he mi afsalen! Da, just'n irsten Pingsdag, lur ich und lur ich, un he kümmt nich. Ich mößt tolest alleen los. Na de Karlen aber lop ich geschwind to em, denn ich denk, he is starwenskrank. Ja woll! Da sit he seelenvergnügt bi sin Brut, de he sich denkwiligen Morgen

anschafft hedd. He hart se all lang in sin Garten, ic wußt dat ja. Nu dröppt he se unversehens bi sin Schwester, un da kann he dat nich laten, he seggt 't är. Kunn he damit nich bet na de Karfen leuwen? Aber he is sin Leewedag'n Hiskopp west.

Na, swig man still, antwort Hinnek; heß du't bader matt? Ne forle Tid' nader klopp ic bi di an, un wo keen nich to Hus is, dat is min leere Fründ. Un wo is he? up de Zeit na Rathlingen.

Ja, seggt Anton, wahr ist dat; awer ic blinden Einnadag doch in de Karfen west, in Rathlingen mit min Brut tosam.

Maq sin, seggt Hinnek, ic mößt awer doch alleen na uns Karf. Nu frilich dur da nich lang, da neihmen wie uns Frun mit, un da dur nich lang, da neihmen wi of uns Rinner mit; de Hopen word jümmer gröter. Un da is dat doch af un an vörkamen, dat de een oder anner von uns to Hus bleewen is. Wind un Wedder un Pitt un Rüll hedd uns nicht trüggholen; awer west woll noch, as ic sin Wäfen so frank lagg? un as din Fru dat Nervenfeuer harr?

Ja, seggt Anton, söc Tiden heww wi'n paar Mal erleewt; awer da mott denn de Karf to uns kamen un se is of kamen; Gotts Woort versteiht dat woll, in de Krankensum de Seelen to söken un jüm indringlich to prädigem; as min Sohn am irsten Osterdag inslapan dä, un wi an sin Bedd dat Oster-evangelien lesen, so'n Prädigt heww ic noch nich wedder hört.

Ja, seggt Hinnek, un nu sünd wi beeden wedder alleen. Uns Rinner sünd in Himmel, oder se hewwot wegfrut un uns Frun köunt mit uns nich mehr vorwärts. Gott si Dank, dat wi noch to Gang sünd, denn nu kriegt se de Prädigt doch; wi bringt se jüm mit na Hus. Wo lang dat mit uns awer woll noch durt?

So lang, as Gott will.

St. D.

### Kirchliche Chronik.

Wir machen unsere Leser noch besonders auf die in dieser Nummer befindliche New-Yorker Correspondenz unseres früheren Mitredacteurs aufmerksam, die uns den Verlauf der jüngsten Sitzung des New-York Ministeriums berichtet. Nach dem überaus kläglichen Abschluß, den die Gegensätze innerhalb der Pennsylvanischen Synode gefunden hatten, indem sich die für entschiedene lutherische Praxis Eintretenden durch den Bericht der Delegation zum General-Council hatten einschläfern und beruhigen lassen, glaubten wir uns zu der Befürchtung berechtigt, daß man von Seiten der Lagen und Lauen im New-York Ministerium ein ähnliches Mannöver versuchen werde und daß dasselbe von demselben Erfolge sich erweisen würde, zumal ja der Präses Dr. Krotel, der das Werk der Pennsylvanisierung in New-York seit sieben Jahren und mit viel Geschick und Erfolg betrieben hat, sich eine beglaubigte Abschrift jenes narcotischen Berichtes zum Gebrauch für seine Synode hatte geben lassen. Es gereicht uns darum zu großer Freude, daß unsere Befürchtungen und Vermuthungen unbegründet waren und daß in der New-Yorker Synode sich doch ein ganz anderer, frischerer Geist kundgegeben hat, als in der alten Mutter-Synode von Pennsylvanien.

Gott sei Dank, daß die Frucht der mancherlei Kämpfe auch im Osten zu reifen anfängt, daß die Herzen der Aufrichtigen und Entschiedenen dadurch befestigt worden sind in der Wahrheit und den Muth finden, ohne Menschenfurcht und Menschenfurcht offen für die erkannte Wahrheit einzutreten, auch wenn solch offenes Zeugniß ihnen nichts als Schmach und Hohn einbringt, ja sie vielleicht darum noch große Opfer bringen müssen. Wir hoffen nun zuversichtlich, daß der Herr der Kirche, der es den Aufrichtigen gelingen läßt, auch in den übrigen Stücken zwischen dem N. Y. Ministerium und uns noch die rechte Einigkeit schaffen wird und freuen uns auf den Tag von ganzem Herzen. — Wie bitter schmerzlich aber dieser Ausgang dem Dr. Krotel gewesen ist, kann man deutlich aus seinem Bericht über die Verhandlungen im „Lutheran und Missionary“ herauslesen; er hat allen Muth verloren und schreibt am Schlusse seines Berichtes: „Es ist sehr augenscheinlich, daß es zweierlei Leute giebt, deren Meinungen von der Galesburger Angelegenheit sehr weit auseinandergehen. Wir haben das Ende noch nicht erreicht. Die Gegensätze, die sich in den Zeitungen und in Conferenzen hörbar und sichtbar gemacht haben und die so bestimmt im New-York Ministerium zu Tage traten, sind nicht ausgeglichen worden und es wird schwerer halten, dieselben auszugleichen, als manche gute Seele geglaubt hat. Es bedarf keines Propheten, um die Zukunft vorherzusagen.“ Doch können wir uns eines gewissen Mitleidens mit dem armen „Insulanus“ nicht erwehren; erinnert er uns doch in jener Schlussscene der letzten Abstimmung zu lebhaft an Robinson und seinen Mann Freitag auf der einsamen Insel, seine Hoffnungen alle gescheitert und seine Habe verloren. Ein westlicher starker Luftstrom hat sein Schifflein auf den Strand getrieben! Z.

Luthers Katechismus ein rechter Missionskatechismus. In der Allgemeinen Missions-Zeitschrift v. April d. J. schreibt ein früherer Missionar, Namens Endemann, bei seiner Besprechung der Berliner Mission unter den Sotho-Regern in Transvaal, folgendes: „Was die Uebersetzung des lutherischen Katechismus betrifft, so wäre es nach meiner Ueberzeugung besser gewesen, man hätte nur den Text der 5 Hauptstücke ohne die Erklärungen drucken lassen. Erstlich muß man den Eingebornen weniger zum Auswendiglernen zumuthen wie unsern Schülern in der Heimath. Sodann hat Luther seinen Katechismus nur für seine lieben Deutschen, nicht aber für die Sotho geschrieben, so daß die lutherischen Erklärungen in manchen Punkten gar nicht für afrikanische Verhältnisse passen. Sodann hat er ihn für Christen, nicht aber für solche geschrieben, die es erst werden sollen, für die der Katechismus ebenfalls nicht paßt“. Letzteres verstehen wir nicht; denn es werden ja in beiden Fällen Katechumenen sein, die den Katechismus lernen sollen, nicht Heiden, die Heiden bleiben wollen. Was das zweite betrifft, so ist es richtig, daß z. B. die Aufzählung von „Kleider und Schuh“ im ersten Artikel und in der vierten Bitte, für solche Nationen nicht passen, die der Schuhe nicht bedürfen, und es ist gewiß im Sinne des lutherischen Katechismus, daß unsre tamulische Uebersetzung die „Schuhe“ ausläßt und beide betreffenden Stellen dem wirklichen Bedürfniß der Tamulen und ihrer Redeweise gemäß übersetzt. Selbst der Text der

vierten Bitte hat statt des unindischen „unser täglich Brod“ echt indisch „unsern täglichen Reiskuchen gieb uns heute.“ Es wäre aber nicht mehr Luthers, ja überhaupt kein Katechismus mehr, wenn man „lieber die Erklärungen weglassen und den Text geben“ wollte. Freilich lassen auch wir unsre alten und schwachen Tamulen, die gar nicht lesen und wenig lernen können, nur den Text der fünf Hauptstücke auswendig lernen; aber es wäre kein richtiges pädagogisches Verfahren, wenn man deshalb die Regel aufstellen wollte, daß unsre Katechumenen überhaupt nicht mehr lernen sollten. Wir können kaum glauben, daß Luthers Katechismus, der den Sinn seines Textes ebenso einfach und klar, als tief und voll auffaßt und darlegt, in wirklich volkstümlicher Uebersetzung nicht auch für den Neger passend sein sollte. Prof. Dr. Christlieb, der doch wahrlich kein „strenger Lutheraner“ ist, bezeugt in seiner neuesten Schrift „der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands nach Idee und Geschichte“ S. 12, daß „der kleine lutherische Katechismus in seiner unerreichten bländigen Kürze und Popularität ganz besonders auch für Missionszwecke geeignet ist.“

Von den verschiedensten Seiten sind in der letzten Zeit wieder zahlreiche Fälle von Selbstmord berichtet worden, darunter nicht wenige sehr erschütternder Art. So haben jüngst in Württemberg zwei Theologiestudirende, Söhne aus guten Häusern, sich selbst entleibt, der eine, weil seine Eltern seinem Wunsche, in den Kaufmannsstand einzutreten, entgegen waren. Ein Fremder stürzte sich in den Bodensee, nachdem er zuvor vergeblich versucht hatte, den zwölfjährigen Knaben, der ihn hingingerudert, in die Tiefe zu schleudern, vermuthlich damit kein Zeuge seiner That übrig bleibe. Betäubend ist auch das statistisch gefundene Ergebniß, daß im deutschen Heere nächst dem östereichischen die meisten Selbstmorde vorkommen (z. B. im Januar d. J. 15 und im März sogar 28), und unter 1000 Selbstmördern durchschnittlich mehr als 50 dem Militärstande angehören, während doch sonst beobachtet worden ist, daß der Selbstmord in dem Alter von 20—25 Jahren weniger stark ist als in dem Alter von 50—55 Jahren und als in dem Stande der Verheiratheten. Ein medicinischer Militärstatistiker hat die Motive zu dieser That in neun Gruppen eingetheilt, die sich freilich, logisch und psychologisch schärfer gefaßt, auf einige wenige reduzieren lassen und wohl in der Verzweiflung am Ewigen und am Seelenheil infolge Mangels an religiösem Glauben und sittlichem Ernste ihre primären Ursachen haben mögen. Aber was bei dieser düsteren Erscheinung der Zeit das schlimmste, das ist die Befürchtung, daß die Selbstmorde nicht abnehmen werden, da dem heranwachsenden Geschlechte ja jeder höhere Halt systematisch geraubt wird. (Luthardt.)

Unter den Bestrebungen, die den Strom des Verderbens aufzuhalten suchen, stehen oben an: die christlich-socialen Vereine und die christlich-conservative Presse. In der Reihe der ersteren zeichnen sich die Vereine für Sonntagsheiligung aus, die an der hierfür wirkenden schweizerischen Gesellschaft ein ermutigendes Vorbild haben. Die großen familiären Vortheile der Sonntagsruhe, welche dieselben neuerdings hervorheben, imponiren selbst den Socialedemokraten, wie denn auch ihre Presse auf ein staatliches Verbot der Sonntagsarbeit dringt. Aber

auch der wiederholten Herausforderung, in socialer Hinsicht etwas zu schaffen, was den christl. „Herbergen zur Heimat“ an die Seite gestellt werden könnte beginnen sie jetzt durch Gründung ähnlicher Anstalten zu entsprechen. So ist z. B. vor kurzem in Stuttgart eine socialistische Herberge gegründet worden, von welcher die „Herberge zur Heimat“ in Bezug auf Frequenz bereits nicht ganz unberührt geblieben ist. In ähnlicher Weise ist man auch schon in Frankfurt a. M., Mainz und Augsburg vorgegangen und hat durch kontraktliche Vereinbarung an bereits bestehende Wirthschaften socialistische Herbergen angeschlossen. In Leipzig aber, wo vor Jahren ein ähnlicher Versuch gänzlich mißglückte, wird jetzt von einer socialistischen Genossenschaft die Gründung des ersten selbstständigen Etablissements beabsichtigt, das den Namen: „Eintracht, Association für Restauration und Gastwirthschaft“ führen soll. Es soll dadurch für die socialistischen Bestrebungen ein neues Bindemittel geschaffen werden, das sie mit der Masse verknüpft. „Denn“, schreibt der „Volkstaat“, der die erste Kunde hiervon mittheilt, „wie wichtig es für den unbemittelten Arbeiter ist, auf der Reise ein angenehmes und nach jeder Richtung hin solides und billiges Quartier zu finden, beweisen die sogenannten „christlichen Herbergen“, deren Gründer wohl begriffen haben, in welcher Weise der Mensch am leichtesten zu gewinnen ist.“ Neben diesem neuen Zweig der Thätigkeit, zu deren praktischer Ausföhrung es an Geld nicht zu fehlen scheint, sind es besonders die noch in diesem Jahre bevorstehenden Neuwahlen zum Reichstag wie zum preußischen Landtag, welche die socialistische Arbeiterpartei beschäftigen. Sie beabsichtigt nicht nur in denjenigen Wahlkreisen Kandidaten aufzustellen, welche zu diesem Zweck schon früher organisiert waren, sondern versucht auch auf jedem ihr geeignet scheinenden Boden sich auszubreiten.

In Preußen ist es neuerdings namentlich Schleswig-Holstein, das von Hamburg, dem langjährigen Hauptsitz der Socialdemokratie, aus bearbeitet wird. Sämmtliche Hamburger Blätter sowie die „Kieler Ztg.“ enthalten fast täglich Mittheilungen und Berichte über das durch lokale Verhältnisse begünstigte Umsichgreifen der Socialdemokratie.

Nicht minder werden die industriellen Kreise der Rheinprovinz, Westfalens, Schlesiens etc. bearbeitet und außerdem versucht, die zahlreiche Arbeiterbevölkerung der Provinzialhauptstädte wie Breslau, Königsberg, Stettin zu gewinnen. Auch in Berlin wird agitirt werden, vor allem aber in seiner nächsten Umgebung, namentlich in dem Kreise Niederbarnim.

In Bayern ist es besonders die Rheinpfalz, in welcher die Partei Eingang sucht und gewinnt. In drei der sechs überhaupt vorhandenen Wahlkreise werden Socialdemokraten als Kandidaten zum Reichstag aufgestellt werden.

In Sachsen, dessen Wahlkreise bisher das bedeutendste Contingent der Socialdemokraten sandten, werden fast ohne Ausnahme Kandidaten dieser Partei auftreten.

In Hessen wird besonders Oberhessen ins Auge genommen.

Aus Mecklenburg wird von andauernden Versuchen, Eingang zu gewinnen, berichtet, indeß, wie es scheint, ohne sonderlichen Erfolg. Die socialdemokratischen Reiseapostel machen trotz ihres Eifers wenig Eindruck, da ihre Ausföhrungen eine zu große

Unwissenheit in Betreff der lokalen Arbeiterverhältnisse kundgeben.

Auch in den übrigen deutschen Staaten ist die Socialdemokratie thätig. Die neuesten Nummern ihrer Hauptblätter, des „Neuen Socialdemokrat“, des „Volkstaat“, der „Berliner Freien Presse“ veröffentlichten Berichte über Wähler-, Volks- und Arbeiter-Versammlungen aus Berlin, Stettin, Kassel, Biegnitz, Hanau, Rottbus, Celle, Augustsehn, Mühlentersdorf, Pforzheim, Lambrecht, Leipzig, Krimmitschau, Schäß. Schneeberg, Lichtenstein, Kallenberg, Darmstadt, Groß-Steinheim, Schwerin, Dessau, Vernburg, Gera, Bremen. Namentlich hat in letzter Zeit der Geburtstag Lafalle's (der 14. April) vielfach Gelegenheit zu derartigen Versammlungen gegeben, ebenso das Osterfest, vom „Neuen Socialdemokrat“ vielfach nur als das „sogenannte“ Osterfest bezeichnet. Darüber in Uebereinstimmung hat die Hasselmann'sche „Berliner Freie Presse“ in einer ihrer letzten Nummern hervorgehoben, „daß der Socialismus einen durchaus antireligiösen Charakter hat.“

Daneben tagen zahlreiche Versammlungen von Gewerksgeossen; so kündet z. B. der Hamburger Bevollmächtigte des Allgemeinen deutschen Schneidervereins in einer der neuesten Nummern des „Neuen Socialdemokrat“ an, daß er demnächst in folgenden Städten in Versammlungen seiner Gewerksgeossen erscheinen und sprechen wird: Eilenburg, Wurzen, Riesa, Großenhain, Meißen, Dresden, Bischofswerda, Bayen, Löbau, Zittau, Görlitz, Sorau, Guben, Rottbus. Nicht minder wird durch die trotz der ungünstigen Zeiten ermöglichten Strikes agitirt. Es feiern gegenwärtig, um nur einige anzuföhren, die Zimmerer in Flensburg, Lübeck und Moskau, die Maurer in Lüneburg, die Stellmacher in Hamburg. Daß diese feiernden Arbeiter keineswegs ohne Unterstützung ihrer Parteigenossen bleiben, beweist der Umstand, daß für die Hamburger Stellmacher bis zum 23. April 1643 Mk. an Unterstützungen eingegangen waren. Die Listen, welche die oben erwähnten Blätter über eingegangene Beiträge für Partei- und namentlich Wahlzwecke veröffentlichten, zeigen die Energie und Opferwilligkeit der Partei.

Im allgemeinen kann man sagen, ist die Taktik der Socialdemokratie zur Zeit eine dreifache: sie beutet in erster Linie die gegenwärtige Geschäftlosigkeit aus: die auf diese Weise gewonnenen Anhänger sucht sie, wie auch schon früher, durch die Allgemeinen deutschen Gewerksgeossenvereine, deren es so viele als Handwerke gibt, miteinander zu vereinigen, und aus diesen rekrutirt sich dann endlich die „socialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands“, früher „Allgemeiner deutscher Arbeiterverein“ genannt. Die kürzlich erfolgte Schließung derselben für Berlin und Preußen hat im „Neuen Socialdemokrat“ einen Artikel hervorgerufen, der Fingerzeige für die Taktik der Partei gibt. Es heißt dort: das Hauptverdienst für die erfolgreiche Organisation ist das Wirken eines jeden Parteigenossen auf den festen inneren Zusammenhalt der Partei. Die beste Waffe zur Erklämpfung eines solchen Zieles ist die Parteipresse. In dieser bilden die Centralorgane der Partei die eigentlichen Brennpunkte der Thätigkeit. So wichtig und wünschenswerth auch unter Umständen Lokalblätter erscheinen mögen, so können sie doch nicht ein allgemeines Band der Parteigenossen schaffen oder solches ausreichend ersetzen; sie be-

wirken sogar mitunter eine Art Partikularismus der Interessen, der zu einer nachtheiligen Decentralisation führen kann. Es ist daher Pflicht der Parteigenossen, auch selbst da, wo die Partei florirt, immer das große Ganze im Auge zu behalten und durch diese Mittel die Ausbreitung des Socialismus in jenen Gegenden zu unterstützen, wo derselbe bis jetzt noch schwach ist und erst Boden fassen soll, oder wo die Armuth der Bevölkerung große Geldausgaben verhindert. Dafür gibt es kein besseres Mittel als die Centralorgane. Die großen Städte müssen trotz der Lokalblätter die Mehrzahl der Abonnenten schaffen. Bei den Wahlen wird sich dann das Resultat schon zeigen. Man muß eben hauptsächlich auf eine größere Menge Wahlkreise mit „blutarmem“ Fabrikproletariat und einer „geknechteten“ Landbevölkerung rechnen. Für diese bedarf man nicht nur der Geldmittel für Flugschriften, sondern vorzüglich der Centralparteiorgane. Es gilt, das Band, welches die Gesamtpartei verknüpft, zu befestigen, es gilt den rheinischen Industriekreisen, den schlesischen, sächsischen und thüringischen Weberdistrikten, dem schleswig-holsteinischen, hannoverschen, hessischen und brandenburgischen Landvolke das Parteiorgan groß, billig und ertragsfähig zu erhalten. Zu diesem Zweck ist neuerdings, neben den vorhandenen 38 Parteiorganen in Deutschland, in Hamburg ein neues Blatt „Der Wähler“ gegründet worden. Ein anderes Mittel der Ausbreitung des Socialismus ist leider bisher noch gar nicht genügend beachtet worden, nämlich die zahlreichen socialistischen Broschüren, welche bei allen Versammlungen der Partei zu den billigsten Preisen ausbezogen werden; und doch sind es gerade diese oft so dürftig ausgestatteten Broschüren, welche in den unteren Volksschichten gräßliche Verheerungen anrichten. Wie gering noch aber ist diesem allen gegenüber die Vertretung und der Anflug, welchen die christlich-konservative Presse bis jetzt gefunden hat. Zwar ist die Anstrengung, auf diesem Gebiete nachdrücklicher zu konkurriren, in unseren Kreisen nicht zu verkennen, wie die Existenz der „Neuen Reichsztg.“ in Dresden, des „Reichsboten“ in Berlin, der „Südd. Reichsp.“ in Augsburg, der „Rheinisch-westph. Post“ in Barmen und die beabsichtigte Gründung weiterer Journale derselben Richtung beweist, wie z. B. in Hamburg, wo vom 1. Juli an, zunächst dreimal wöchentlich ein neues Blatt erscheinen wird, das ebenfalls den auflösenden Bestrebungen des Liberalismus und der Socialdemokratie vom christlich-konservativen Standpunkt aus entgegenarbeiten will. Leider aber fließen die Geldmittel auf unserer Seite nicht ebenso reichlich wie auf der socialdemokratischen und ultramontanen Seite, und über den Mangel an gutem Willen ihrer Parteigenossen zum Abonniren und namentlich zum Inseriren weiß manche jener Redaktionen ein Liedlein zu singen. Es fehlt der konservativ-christl. Partei bis jetzt an energischem Zusammenschluß, an Organisation, vor allem an Hingebung und Opferwilligkeit; und doch ist sie zur Erbschaft des Nationalliberalismus berufen, falls sie nur im Stande ist, die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Ehrenvolle Erwähnung verdient in dieser Hinsicht die Redaktion des „Stuttg. Ev. Sonntagsbl.“, das nunmehr gegen 80,000 Abonnenten zählt, und ausdrücklich für die Volkskreise berechnet ist, indem es auf der ersten Seite stets eine kurze populäre Predigt über die Sonntagserkennung (meist von Pfr. Blumhardt in Bad Boll herrüh-

rend, die kindlich-innig und schwäbisch-gemüthlich zum gemeinen Mann zu reden weiß), bringt, sodann ansprechende Erzählungen aus dem Volks- besonders Familienleben in seinen Beziehungen zu den Zeitmächten; Anekdoten und schlagende Züge aus der Mitwelt; Lese Früchte, und endlich eine packend geschriebene Uebersicht über die Zeitläufte unter der Rubrik „Welt und Zeit“. Dabei ist das Blatt ungemein billig und wird an Spitälern, Wohlthätigkeitsanstalten etc. auch gratis abgegeben. So unscheinbar es aber auch aussehen mag: es bildet doch dieser in so vielen Häusern sehnsüchtig erwartete Sonntagsgast eine nicht zu verachtende Schutz- und Drogenwaffe auch gegen den Hauptfeind, welchen wir jetzt zu bekämpfen haben. (Vers.)

Spaniens Himmel trübt sich für den Papst in sehr bedenklicher Weise. Der Papst hatte verlangt, daß die Religionsfreiheit ganz wieder aufgehoben würde. Nun ist der Landtag zusammengetreten, und der Ausschuß desselben hat am 7. April folgenden Beschluß gefaßt: „Die Regierung und der Ausschuß haben sich dahin geeinigt, daß den gottesdienstlichen Gebäuden und Kirchhöfen vollkommene Unverletzlichkeit zugesichert werden muß in der Maße, daß kein Spanier oder Fremder wegen seines religiösen Glaubens beunruhigt werden darf, so lange er die christliche Moral nicht verlegt, und daß alle Bürger, welches Glaubens sie auch sind, zu allen Aemtern und Diensten des Staates zugelassen werden können. Unzweifelhaft muß das Gesetz gleichermäßen die religiösen Handlungen der Gläubigen achten, welche durch Wort und Schrift ihren Glauben innerhalb der bestehenden Gesetze verteidigen. Es heißt, daß der Papst seinen Nuntius aus Spanien zurückziehen, also den Bruch mit der Regierung zu einem offenen machen wird. (Münkel)

Eine Probe der religiösen Weltanschauung der bayerischen Lehrer hat kürzlich auch die „Bayer. Lehrertg.“ gegeben. Es heißt da: Ich habe den Weltbürger aus der Perspektive hereinbegleitet in das Jannerthal der Göttin Hertha. Du Mutter bist der erstberufene Faktor, Frieden in die Menschheit zu bringen, Einigkeit und Freiheit, die starken Säulen des Friedensstempels der Völker in stillen Stunden fern dem Rauschen, dem sinnbethörenden Vergnügungsstudel der ihrer Würde vergessenden Menschen in den göttlichen Hallen der Kinderseelen aufzubauen.“ Wie göttlich diese Hallen sind, und welche bildende Kraft diese poetische Weltanschauung der modernen Lehrer an den Kinderherzen übt, davon lesen wir soeben einen Beleg. Vor dem Bezirksgericht in Kaiserslautern kam der Fall zur Verhandlung, daß ein fünfzehnjähriger Sonntagsschüler seinem Lehrer durch einen anderen Lehrer sagen ließ, er schlage ihm das Gehirn zu Wasser, wenn er seine Schulversäumnisse zur Anzeige bringe. Nehmen wir zu dieser trefflichen Schulbildung noch die Erziehungsmethode der modernen Väter hinzu, so haben wir ein ausgezeichnetes Geschlecht für die Zukunft zu hoffen. (Luthardt.)

#### Todes-Anzeige.

Allen Freunden und Bekannten das Pastor W. Hinnehat die traurige Mittheilung, daß der Herr ihm sein Eheweib am 8. dieses Monats durch einen unerwarteten plötzlichen Tod entriß und zu sich in seinen himmlischen Freudenjaal genommen hat. Der Herr unser Gott sei des betrübten Bruders Tröst und Kraft und des mütterlosen Säuglings Beschützer!  
W. H.

#### Ordination und Einführung.

Nach in St. Louis abgelegtem Examen pro Candidatura nahm R. Pieper einen Beruf von der Gemeinde in Brightstown an u. wurde Dom. IV. in Trin. im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Präses von mir ordinirt und eingeführt.  
F. Pieper.

Adresse: Rev. R. Pieper,  
Brightstown, Brown Co., Wis.

#### Einführung.

Nachdem Herr Pastor G. Hoelzel einen Beruf von der ev. luth. St. Peters-Gemeinde in Fond du Lac, Wis., erhalten und angenommen hatte, wurde derselbe am 3. Sonntag n. Trinitatis, im Auftrage des ehrw. Präses Bading, von dem Unterzeichneten in sein Amt eingeführt. Der treue Erzhirte, unser lieber Herr Jesus, segne Hirn und Heerde!

Die Adresse des lieben Bruders ist: Rev. G. Hoelzel,  
Fond du Lac, Wis. W. Hagedorn.

#### Evangelisch-Lutherische Synodal-Conferenz von Nord-Amerika

versammelt sich, so Gott will, am Mittwoch, den 19. Juli d. J., innerhalb der Dreifaltigkeits-Gemeinde des Herrn Pastor D. Spehr zu St. Paul, Minn.

Als Hauptgegenstand für Lehrverhandlungen liegen noch vor: „Thesen über Kirchengemeinschaft“ (von Thejis 10 an.)

Laut § 2 der Nebenbestimmungen zur Constitution sind die betreffenden Synoden aufgefordert, ein Verzeichniß der erwählten Delegaten an den Pastor loci rechtzeitig einzusenden.

Alle Delegaten und Gäste, welche der diesjährigen Synodal-Conferenz beizuwohnen gedenken, sind erlucht, sich rechtzeitig wegen Logis bei Herrn Pastor D. Spehr, St. Paul, Minn., zu melden.

J. Herzer, Secr.

#### Lehrer-Conferenz.

Die diesjährige Konferenz der Lehrer der Wisconsin Synode wird, so Gott will, am 1., 2. und 3. August im Schulgebäude der ev. luth. Gemeinde zu Manitowoc abgehalten werden.

Folgende Arbeiten stehen in Aussicht: „Die beste Methode des Katechismusunterrichts“, praktisch vorgeführt von Herrn Lehrer Schwarz. „Behandlung eines Lesestückes“, praktische Lection von Lehrer G. Die. Außerdem liegt zur Besprechung vor:

- 1) „Welche Anforderungen sind in materieller und formeller Hinsicht an das engl. Lesebuch zu stellen?“
- 2) Thesen von Prof. Ernst über „Erziehung und Unterricht.“

Die Lehrer der Wisc. Synode sowie die der Missouri-Synode, welche der Konferenz beizuwohnen gedenken, sind freundlichst gebeten, sich vorher bei dem Unterzeichneten anzumelden.  
J. Grothher, Secr.

#### Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoralconferenz aus den Counties Dodge und Washington, Wisc. versammelt sich von 24. — 26. Juli in West Bend beim P. E. Mayerhoff.

#### Conferenz-Anzeige.

Die nordwestliche, gemischte Konferenz versammelt sich dieses Jahr in Bloomfield, in der Gemeinde des Herrn Pastor Dannt. Die Sitzungen werden eröffnet am 22. August des Nachmittags.

Gegenstand der Besprechung: Thesen von Herrn Past. Dike über die Ehe mit der verstorbenen Frau Schwester.

#### Quittungen.

Für die Synodalkasse: Durch die Herren Pastoren, Hönelt \$8.48c, Kilian \$5, Junfer \$5, Hoyer \$10, Bading \$15, Haß \$1.45c, Pieper \$3.20c, Conrad \$3, Hoffmann \$10, Brenner \$6.52c, Reim \$4.60c, Ditz \$2, Dowidat \$1, Hagedorn \$5.50c, Waldt \$6, Kluge \$3, Zäfel \$20, Vogel \$8, Gem in Fond du Lac \$5. Für die Wittwenkasse: Durch die Herren Pastoren: Kilian \$7.24c, G. Denninger von St. Joh. Gem. \$9, Hoyer sen. 25c, Conrad \$5, St. Denninger \$1.50.

Jacob Courab.

#### Quittungen.

Für die Anstalt: P. Zäfel, von Löffler für verkaufte Bücher \$15.90c, von G. M. \$1. — P. Bading, von Wüning's Hochzeit \$6, von A. Kiehefer, bei Gelegenheit seiner Hochzeit \$15, — durch P. Brockmann, von P. E. Zäger \$3, Lehrer Warneke \$4, P. Sprengling \$1, P. Hagedorn \$3, P. E. Reim \$3, Kilian \$1, Kluge \$3, P. A. Hoyer \$3, P. Hinnehat \$2, P. Dageförde \$3, P. Hoffmann \$3, P. Siegler \$3.50c, Lehrer Grothher \$3.50c, Lehrer Wagner \$4.

Für die Baucasse: P. Reinsch, Sonntags-Collekte \$10.50c, durch P. Brockmann von Otto L. Schröder (Dritte Zahlung) \$10, Dan. Wolf \$5, P. Hilpert \$10, P. Gaase \$3, P. Conrad \$3, P. Kilian \$15.

Für die Heiden-Mission: P. Thurow \$9.75c, P. Reinsch von N. R. \$2. N. Adelsberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: Ruß, XII, \$1.06, Stürken, XI, \$1.06c, Höcke, X, XI, \$1, Die Herren: Aaron, XI \$0.5, Wade, XI, 50c, Grimmer, X, XI, \$2, Christ, Mordag, IX, \$1.

Th. Zäfel.

#### Quittungen.

Für die ev. luth. Gemeinde in Beaver Dam, Wisc. folgende Gaben eingegangen: Durch Pastor Junfer \$3c, durch Past. M. Denninger aus Kroschville \$3, durch Past. Lieb von Fr. Schröder \$1, Frau Perry 50c. Wir danken den lieben Gebern herzlich und wünschen ihnen Gottes reichen Segen. Im Namen der ev. luth. St. Stephens-Gemeinde.  
P. Lucas.

#### Berichtigung.

In der in letzter Nummer erschienenen Quittung für die Baucasse sind aus Versehen folgende Namen und Summen aus Pastor A. Kluge's Gemeinden ausgelassen worden: L. Schröder \$1, G. Schröder \$1. Die vielen Entstellungen der Namen der Geber wolte man auch gütlich entschuldigen.  
R. A.

#### Synodal-Buchhandlung.

J. Werner, Agent,  
432 Broadway, nahe der Post,  
Milwaukee, Wisconsin.

Die Synodal-Buchhandlung der Wisconsin-Synode ist nun im Stande, Bestellungen aller in unsern Gemeinden und Schulen gebrauchten Bücher und Schreibmaterialien zu besorgen, wie: Gesangbücher (der Missouri- und der Wisconsin-Synode), Katechismen (Dietrich's und Caspari's), Bibeln, Gebetbücher, Postillen, Concordienbücher, deutsche und englische Fibel- und Lesebücher, biblische Geschichten, Kirchenbücher, Schreibbücher, Tauf-, Trau- und Confirmationscheine in großer Auswahl, Hostien, allerlei Schreibmaterialien und Schulutensilien. Die Preise werden so niedrig gestellt sein, wie in irgend einem anderen Geschäfte. Bestellungen von auswärts werden prompt und reell besorgt. Wir bitten daher besonders unsere Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder, sowie auch sonstige Freunde unserer Synode, ihren Bedarf an Büchern u. s. w. aus unserer Synodal-Buchhandlung zu beziehen, und damit auch zugleich unsere Lehranstalten zu unterstützen, da aller Gewinn denselben zu gute kommt.

Die Verwaltung-Committer.